

Am Steinhof – Anamnese eines Ortes

Wo sich in Wien die Licht- und Schattenseiten des Jahrhunderts verdichten

Von Christiane Zintzen

Als «Heil- und Pflegeanstalt für Geistes- und Nervenranke» wurde 1905–1907 die Klinik «Am Steinhof» auf einem Hügel im Westen von Wien errichtet. Nach einem Plan des grossen Architekten Otto Wagner im damals hochmodernen Pavillonstil angelegt, sollte die Anstalt Raum bieten für bis zu 3000 Patienten. Von einer kühn sezessionistischen Kirche gekrönt, ist die Anlage heute als Gesamtkunstwerk berühmt. Berühmt ist «Am Steinhof» als Teil einer institutionellen Psychiatrie, die die Errungenschaften – aber auch die Abgründe – des 20. Jahrhunderts getreulich widerspiegelt.

«Auf den sanften Abhängen des Galizinberges, eines Ausläufers des Wiener Waldes, in reizender landschaftlicher Umgebung und doch im Gebiete der Stadt selbst gelegen, erheben sich stolz und stattlich die eben vollendeten, zur Unterbringung von 2200 Kranken dienenden niederösterreichischen Landes-Heil- und -Pflegeanstalten für Geistes- und Nervenranke. Einer Bergstadt gleich erstreckt sich auf jenem Hügel der imposante Komplex von 60 Häusern zwischen neu angelegten Gärten und zahlreichen gut befestigten Fahr- und Fusswegen (...). Die Kirche, an der höchsten Stelle des Terrains gelegen, ist mit ihrer gewaltigen, vergoldeten Kuppel viele Meilen weit sichtbar.» Auch wenn die Vergoldung der Kuppel der Otto-Wagner-Kirche längst dem Angriff von Wind und Wetter zum Opfer gefallen und opakem Grünspan gewichen ist, thront sie noch heute weithin sichtbar dort oben am westlichen Rande Wiens. Selbst der einst so genannte Galizinberg ist mit den Zeitläuften gegangen und heisst heute Wilhelminenberg. An seinem Südosthang liegt die psychiatrische Klinik «Am Steinhof» – hier situiert sich seit fast schon einem Jahrhundert der «fool's hill», der «Zauberberg» von Wien.

DIE TOTALE STADT

Der Blick dort hinauf ist stets ambivalent: Neugier auf das Innere einer – entrückten – Institution, die die geistige Verrücktheit in räumliche Entfernung übersetzt. Dann wieder die Angst: vor den stets willkürlichen Definitionen von «normal» und «verrückt», «gesund» und «krank», in welchen es sich so leicht verirrt. «Wer steht auf welcher Seite?», rekurriert als bange Frage bei jedwedem Denken an die «Psychiatrie» und prägt auch so manche Geschichte um Entstehung und Karriere des «Psychiatrischen Krankenhauses Am Steinhof».

Stolpert man heute über die holprige bürokratische Benennung der «Niederösterreichischen Heil- und Pflegeanstalt für Geistes- und Nervenranke», so war diese Nominierung anno 1907 enorm progressiv: Bewusst wurde der bisher geläufige Terminus «Irrenanstalt» vermieden, um den Aspekt der (vielleicht heilbaren) Krankheit gegenüber der verstörenden Fatalität von Wahn, Tollheit und Irrsinn zu betonen. Am 1. August dieses Jahres hat die Institution im Rahmen einer umfassenden Reorganisation wiederum eine Umbenennung erfahren: Aus dem bis dato «Psychiatrischen Krankenhaus» wurde das «Sozialmedizinische Zentrum Baumgartner Höhe – Otto-Wagner-Spital mit Pflegezentrum».

Mit «dem Steinhof» hatte man die grösste Klinik ihrer Art und Zeit auf die buchstäbliche grüne

Wiese gestellt: Die 2500 Betten des Komplexes aus Heilanstalt, Pflegespital und Privatsanatorium sollten bei Bedarf auf bis zu 3000 stationäre Plätze erweiterbar sein. Dass hier einmal knapp 4300 Menschen – wie im Januar 1939 – «interniert» sein sollten, ahnte bei der Eröffnung freilich niemand. Man vergegenwärtige sich die Grössenordnung des hier plangemäss verwalteten und verwahrten, versorgten und gepflegten «Krankenmaterials» durch einen Blick in den Publikumsraum der Wiener Staatsoper: Dort finden bei ausverkauftem Haus heute 1276 Menschen Platz.

«Am Steinhof» war jedoch nie eine einfache Klinik, ein Kranken-«Haus» oder ein traditionelles Asyl: «Am Steinhof» bildete eine ganze Stadt ausserhalb der Stadt, ein Pueblo am Westrand von Wien oder, wie es Elias Canetti nannte, eine entrückte «Stadt der Irren». Die insgesamt 66 Gebäude umfassten nicht nur die eigentlichen Krankenpavillons, sondern auch eine Vielzahl von Bauten für Verwaltung, Versorgung und Infrastruktur. Gesamtkunstwerk und Wirtschaftsbetrieb in einem, verschmolz «Am Steinhof» die damals aktuelle Gartenstadsidee mit der (allerdings nur rudimentär verwirklichten) Utopie versorgungstechnischer Autarkie. Dass die grossflächigen Gartenanlagen als domestizierte «Natur» wohltuend auf die Genesung der Kranken einwirken sollten, ist nur die halbe Wahrheit; sollten doch die Agri- und Hortikulturen zur Verpflegung der Tausende Esser beitragen. Beiläufig setzte man zu diesen Zeiten grosse Stücke auf den Wert der Arbeitstherapie: Der Kostenfaktor «Patient» wurde somit als Arbeitskraft in die Wertschöpfung reintegriert – mit dem zusätzlichen therapeutischen Bonus, «das Los der Kranken durch den Segen der Arbeit zu verschönern und den Ernst ihres Aufenthaltes zu mildern, wenn nicht zu verwischen». Geschrieben vom damaligen Verwaltungsleiter, raunen dieses «Mildern» und das «Verwischen» gespenstisch aus dem einfachen, in ehrbarer Fürsorglichkeit formulierten Satz.

So sehr die Utopie einer teilweisen agrarischen Selbstversorgung der Anstalt an ihrer schieren Grösse und an den ab 1914 perennierenden «unruhigen Zeiten» zerstob (wie hätte man auf diesem Wiener Hausberg die für den Jahresbedarf von täglich 3000 Essern erforderlichen 190 000 Kilogramm Kartoffeln ziehen und ernten können?), so beeindruckend sind die Spuren dieser «Ökonomie», die man noch jetzt erwandern kann: Auf dem längst nicht mehr der Anstalt zugehörigen Gelände – den heute als Naherholungsgebiet beliebten «Steinhofgründen» – stehen heute die verkorrten Reste der einst 600

Obstbäume in verstörter Reihe und erschüttertem Glied. Geblieben sind auch die architektonischen Zeugnisse der höchst differenziert ausgefalteten Infrastruktur sowie die 4,3 Kilometer lange und vielzitierte Mauer als Limes zwischen dem Kosmos einer «totalen Institution» (Ervin Goffmann) und der Welt dort draussen: gebaute Dialektik von Diesseits und Jenseits, von Draussen und Drinnen.

«Wer steht auf welcher Seite?» Keine andere architektonische Komponente veranschaulicht dieses Motiv so gut wie die notorische Mauer, die das Gesamtareal der Anstalt «Am Steinhof» einfriedet. Jeder einzelne Stein dieses hoch gemauerten Bandes ist ein Grenzstein, jede zementierte Naht wiederholt das Thema von Ein- bzw. Ausschliessung, von Abschottung und Verteidigung, von Hoheitsgebiet und Besitzanspruch. Nicht zufällig umgeben solche Mauern den aristokratischen Besitz, nicht zufällig organisieren Mauern verfügbares Menschenmaterial – wir denken an die Schulhof-, Kasernen- und Gefängnismauer. Durch die Pforte einer Mauer (etwa durch ein Stadttor) zu schreiten, bedeutet stets Unterwerfung unter ein Territorialgesetz – oder eine Initiation. Die Mauer befestigt den Frieden – und sie befestigt diesen Frieden auch «Am Steinhof». «Wenn der ganze Komplex eingefriedet ist», so das «Neue Wiener Tagblatt» im Oktober 1907, «so geschieht dies nicht etwa, um die Kranken zu beschränken, sondern um den Anstaltsbesitz vor unliebsamen Eindringlingen zu schützen.» Die Mauer «bildet also einen Schutz der Kranken vor den Gesunden».

Die seltsame Faszination, die die Macht und die schiere Länge der «Steinhof»-Mauer ausstrahlt, hat der Schriftsteller Werner Kofler in seinem 1978 erschienenen Roman «Ida H.» in eine kluge literarische Beschreibung gefasst. «Dann, immer wieder, an verschiedenen Stationen des Weges, die Anstaltsmauer, die verschiedenen Situationen der Mauer. Die Mauer, die in Stufen einen Hügel hinab- und auf der anderen Seite wieder einen Hügel hinaufführt. Die Mauer in einem schattigen Waldstück. Die Mauer an einer Stelle, wo sie von wildem Wein überwachsen ist. Ein roter, nach unten weisender Pfeil auf der Mauer. An anderer Stelle eine verblasste, mit Schablone hingemalte Aufschrift: Wählt KPÖ, Liste 4.» Im Nordosten schmiegt sich an diesen steinernen Limes eine kleine Siedlung, die sich «An der Steinhofmauer» nennt: Kaum war der knappe Streifen Landes zwischen der Mauer und der Ottakringer Anton-Staud-Gasse erobert, beschilderten die Schrebergärtner ihre strassenseitigen Zäune mit dem rüden Aviso: «Hausverbot».

Die als Sehenswürdigkeit des Genres «Wien um 1900» heute jährlich von zehntausend Menschen besuchte Anstaltskirche Otto Wagners überragt das Spital und die umgebende Landschaft nicht von ungefähr. Als ein weithin sichtbarer optischer Fluchtpunkt geriert sich der «allgegenwärtige» Bau mit seiner berühmten Kuppel auch als Memento und Warnung. Die kupferne Kuppel droht diskret, aber unablässig, dass «Am Steinhof» auch als Zeichen für die Krankheit des Geistes Allgegenwart besitzt. So mündet die von Werner Kofler Porträtierte – das Fotomodell mit seiner tragischen Patientenkariere – noch heute und sehr real wieder durch Wien: Man kennt sie als Strotterin, die ihren ambulanten

Hausstand mit Plastichtüten einmal hier, einmal dort errichtet.

DORT OBEN UND «HERUNTEN»

So sind wir nun also wieder «herunter», wie man in Wien sagt, im grossstädtischen Kessel, der wie überall in der Welt seinen psychiatrisch auffälligen Niederschlag produziert: Alter, Verzweiflung, Verwirrung und Sucht reproduziert sich als ständiger Fallout der gesellschaftlichen Maschinerie. Dass nicht mehr alle schwachen Glieder der sozialen Kette in die uneinsehbaren Räume der Wartung und Verwahrung nach draussen, an die Ränder von Stadt und Gesellschaft, wandern müssen, verdankt sich der am Triestiner Modell inspirierten Psychiatriereform. Dank Gebietsbetreuung, psychosozialen Dienst und anderen «extramuralen» Betreuungseinrichtungen müssen heute viele gar nicht mehr «hinauf» und «hinein» gebracht werden.

Doch «Am Steinhof» liegt als Adresse und Anstalt nicht nur hoch oben auf einem markanten Hügel, sondern zugleich inmitten eines Geländes, welches reich ist an historischen und symbolischen Kontexten. Die topographische Situation des rechteckigen Areals lässt sich durch die Namen der angrenzenden historischen Dörfer und Vororte markieren. Der einer Flurbezeichnung entlehnte Anstaltsname «Am Steinhof» bezeichnet genau den Richtungswechsel dieser Gegend aus einer ruralen Vergangenheit in eine urbane Zukunft: Die Sigle erinnert an jene Steinbrüche, die um 1850 angelegt wurden, um den enormen Baumaterialbedarf der Wiener Stadterweiterung – etwa für den Bau der Ringstrassenpaläste – zu decken. Als Ende des 19. Jahrhunderts das visionäre Stadtbahnkonzept Otto Wagners ins Werk gesetzt wurde, war es um den ländlichen Frieden der Westperipherie geschehen: Der Bahnhof Hütteldorf-Hackung verband nun das Lokalnetz mit der Westbahn und damit – pathetisch gesprochen – mit Europa. Mit der Gestaltung der Stadtbahn im Wiental prägte Otto Wagner das topographische Antlitz zu ebener Erd'. Den «ersten Stock» – Anlageplan und Kirche «Am Steinhof» – fügte er nur wenige Jahre später hinzu.

Dass diese Anstalt, die von Beginn an auch mit der Pflege und Therapie von Alkoholkranken sich befasste, sich just auf alten Weinrieden erhebt, ist nur eine Denkwürdigkeit von vielen. Das heurigeneselige kurze Vergessen prägt so manches Wienerlied – weinselig wienselig erscheint der Alkohol in diesen Liedern als geschmackige antidepressive Panazee. «Am Steinhof» situiert sich auf der Fluchtlinie sozial ritualisierter alkoholatmender Amnesie.

Mit den urbanistischen und infrastrukturellen Modernisierungen seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wird die «Stadtmaschine» durch die Zentralisierung vitaler Stadtfunktionen peu à peu reorganisiert. So fügt sich die Zentralirrenanstalt «Am Steinhof» logisch in das Netzwerk zentralisierter Einrichtungen, wie sie mit Hochquellenleitung, Tramway, Stadtbahn, Zentralmarkthalle, Zentralviehmarkt, Zentralschlachthof und Zentralfriedhof entstanden. Mit der Errichtung der «Heil- und Pflegeanstalt» sollte ausdrücklich «auf lange Zeit hinaus eine Zentralisation der Wiener Geisteskranken in einer einzigen Anstalt vorgenommen werden». Als buchstäblich allerletzten Satz in der umfangreichen Festpubli-

kation zur Eröffnung lesen wir den technokratisch dürr formulierten Hinweis: «Die Beerdigung der in den Anstalten verstorbenen Geisteskranken wird am Wiener Zentralfriedhof vorgenommen.»

Praktischer Grund für die Errichtung des Riesenspitals am Rande der Stadt war natürlich der günstige Bodenpreis des insgesamt 143 Hektaren grossen Grundes, den der «Landesirrenfonds» von einer Unzahl kleiner Partikulareigentümer erwarb. «Sonach ist der gewählte Platz», gibt der Stadtbaumeister und Spitalspezialist Franz Berger (dessen Name zu Unrecht meist neben demjenigen Otto Wagners verblasst) Auskunft, «in jeder Richtung ein äusserst günstiger, umso mehr, als eine Verbauung und Ausdehnung der Stadt in westlicher Richtung ausgeschlossen ist, und ist hierdurch stets infolge der herrschenden Windrichtung frische, reine Luft, die über den Wienerwald der Anstalt zugeführt wird, gesichert.» Aus solcher Perspektive erhebt sich der Überbau der Klinik auf der Basis von wohlfeilem Grund, erfreulicher landschaftlicher Lage und günstiger Verkehrsanbindung. Über die Tramway Numero 47 verknüpfte sich der Spitalkomplex mit dem Verkehrskreislauf der Metropole.

Eine Photographie von Franz Hubmann zeigt einen alten, kastenförmigen «47er-Wagen» mit dem Stirnschild «Steinhof». Vom nahen Hügel herüber- und herabblickend: die Otto-Wagner-Kirche. Diesmal allerdings – da vom Südosten aus gesehen – werden die beiden Glockentürme nicht vom dahinter liegenden Zentralbau optisch «verschluckt», sondern stehen in perspektivischer Verschiebung («Verrückung») gewissermassen links neben dem Kirchenrumpf.

Eine solche perspektivische «Verrückung» hat auch der Dichter H. C. Artmann vollzogen mit einer poetischen Hommage an die Tramway in seiner «Wiener Vorstadtballade»: «Draussen / der 47er / hat zu viel gesoffen, und da ist er / narrisch geworden. / Jetzt wird er auf den Steinhof gebracht, / und da regt er sich auf, / da protestiert er mit Kreisch und Funken! / Was sauft er denn halt auch so viel? / Das hätt er sich ja denken können? / Und das / einer anständigen Tramway!»

Heute bekannter ist die Linie 48, die die alte 47 beerbt hat und seit 1974 zwischen der Innenstadt und den Kliniken auf der Baumgartner Höhe verkehrt. Die volksmündliche «Endstation Steinhof», die auf den alten «47er-Wagen» sehr wohl zugetroffen hatte, lautet auf dem Streckenführungsplan des jüngeren, hochmodernen Bus-Bruders Numero 48A kühl: «Baumgartner Höhe – Pulmologisches Zentrum». Dort wird gewendet und fahrplangemäss zugewartet: Bei der vorletzten Station – «Psychiatrisches Krankenhaus» – hält sich der Bus indes nur kurz und vorübergehend auf. Gerade die Linie 48A, die vom Pomp offiziöser Ringstrassen-Selbstgewissheit in die weitab gelegenen – marginalen – Zonen prekärer Selbstverfassung führt, bietet ein unbewusstes Schaubild von der «Fallhöhe» gesellschafts-topographischer Situation.

ENDSTATION «STEINHOF»

«Ich kannte», so Thomas Bernhard in «Wittgensteins Neffe», «meinen Freund schon zwei, drei Jahre, bevor ich auf den Pavillon Hermann gekommen bin und dass wir beide auf einmal gleichzeitig auf dem Wilhelminenberg sozusagen wieder einmal am Ende des Lebens angelangt

waren, betrachtete ich nicht als Zufall.» Hüben, in der Lungenheilstätte «Baumgartner Höhe», im Pavillon Hermann der schwer kranke Dichter. Drüben, in der psychiatrischen Klinik, der Neffe des Philosophen: So real die Kartographie des Leidens, so fiktiv ist das «groteske» Arrangement, Paul Wittgenstein «ausgerechnet im Pavillon Ludwig zu wissen». Nicht nur hat es einen so genannten Pavillon auf dem gesamten Areal nie gegeben, sondern waren und blieben die Häuser der psychiatrischen Klinik stets durchnummeriert. Die Häuser des Sanatoriums – der nachmaligen Lungenheilstätte – trugen indes phantasievolle Namen, Leopold und Severin etwa nach den Landespatronen (die übrigens auch als sitzende Statuen auf den beiden der Wagner-Kirche vorgelegerten Türmen begegnen). Eine «Rosenvilla» evoziert das Flair aristokratischer Villegiatur, während der Pavillon «Wienerwald» naturnahe Simplität suggeriert.

Selbstredend befinden sich die repräsentativen Bauten «Austria» und «Vindobona» an allervorderster Front: Hier, an der Schauseite zur Stadt, in der unmittelbaren Nähe von Verwaltungsgebäude und Kurhaus, waren die «leichteren» Fälle untergebracht. Bleibt neben dem den Kindern vorbehaltenen «Annenheim» nun noch der Pavillon «Hermann» – wir haben ihn als Thomas Bernhards Aufenthaltsort kennen gelernt. Dass während des Zweiten Weltkriegs die Klinik für viele zur realen «Endstation» werden sollte, war zwar schon lange bekannt, ist jedoch erst in jüngerer Zeit in das Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit gedrungen: In den Jahren 1941/42 wurden «Reichsausschusskinder» in den Pavillons 15 und 17 untergebracht. Nur wenige dieser von einer menschenverachtenden Bürokratie so genannten «Fälle des Reichsausschusses zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden sowie von debilen, bildungsunfähigen Minderjährigen» haben die dortige «Behandlung» überlebt.

Das Schicksal dieser Kinder ist durch Wolfgang Neugebauers insistierende Recherche, detailliert jedoch seit Matthias Dahls Auswertung der Krankengeschichten bekannt: Viele der fast 800 dort bis 1945 umgekommenen Kinder verstarben an Lungenentzündung bzw. an Pneumonie in Kombination mit anderen Infektionskrankheiten. Eine solche rapide Zunahme der Lungenkrankheiten auf der «Baumgartner Höhe» – dem landesweit bekannten Lungenkurort! – schuldete sich der Taktik jener «Todesbeschleunigung», die der zeitweilige Anstaltsleiter Ernst Illing 1945 im Verhör wie folgt beschrieb: «Die Art der Todesbeschleunigung erfolgte zunächst durch Luminal, das eingenommen wurde. Das waren an sich keine tödlichen Dosen, da man den Eltern dieser Kinder Gelegenheit bieten wollte, ihre Kinder noch lebend zu sehen, und andererseits auch nach aussen getarnt wurde, es sollte von diesen Todesbeschleunigungen niemand wissen. Es sollte ein allmählich schlechter werdender Krankheitsverlauf, der zum Tode führte, eintreten.»

Die durch konsequente Sedierung und Unterernährung geschwächten Kinder hielten den Infektionsgefahren nun nicht mehr stand – besonders, wenn die schlafenden Patienten durch weit geöffnete Fenster absichtlich dem kalten Luftzug ausgesetzt wurden oder gar (wie der Zeitzeuge Alois Kaufmann berichtet) auf die Veranda ins Freie gerollt wurden. Hinzu kamen medizinische

Experimente mit einem Tuberkulose-Impfstoff, die an der Universitätsklinik in mehreren Versuchsreihen durchgeführt wurden. Die mit Tuberkelbazillen infizierten Probanden endeten auf dem Wilhelminenberg, «wo diese nach einiger Zeit starben und obduziert wurden». Ein Teil jener über 700 Gehirne, die während des Krieges im «Steinhof» als Feuchtpreparate konserviert worden sind, stammt von diesen Kindern, Opfern einer entmenschten «Medizin».

Hitlers auf 1. September 1939 (vermutlich rückdatierter geheimer Erlass, «dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann», löste jene erste Phase der nationalsozialistischen Erwachsenen-Euthanasie aus, die heute (nach dem Adresskürzel der exekutierenden Dienststelle in Berlin, Tiergartenstrasse 4) als «Aktion T4» besser bekannt ist. Zwischen Juli und Ende November 1940 wurde auch die Anstalt «Am Steinhof» grosszügig «gesäubert»: Mehr als 3000 Patienten wurden nach dem oberösterreichischen Schloss Hartheim – der berüchtigten Tötungsfabrik – deportiert. Sie und die etwa 1000 «Steinhof»-Patienten, die später verschickt worden sind, fanden dort als «unwertes Leben» den Tod. Der nach wie vor gerichtsanhängige Fall des schwer belasteten «Steinhof»-Arztes Heinrich Gross belegt – in seiner enormen Verzögerung, in seinem schleppenden Verlauf, in den Fahrlässigkeiten seiner Abwicklung – die Macht der Verdrängung, der die Verstrickung der Psychiatrie und ihrer Protagonisten in das Gewebe der NS-Verbrechen unterliegt. Immerhin bemüht sich die Leitung des Spitals heute, mit Hilfe von Enquêtes und Symposien «Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien» (zuletzt Anfang Mai 2000) die Schleier der zeithistorischen Amnesie zu zerreißen.

CANETTIS BLICK

In dem Mittelstück seiner Erinnerungen – «Die Fackel im Ohr» – hat Elias Canetti Anstalt und Topos «Am Steinhof» literarisch komplex mit der Katastrophengeschichte des 20. Jahrhunderts verwoben. Der Abschnitt «Der Blick auf Steinhof» berichtet von den Eindrücken des Jahres 1927 – jenes Jahr, das sich mit Volkserhebung und Justizpalastbrand des 15. Juli in die kollektive Erinnerung einbrennen sollte. Canetti ist junger Student der Chemie und bezieht als «möblierter Herr» im Hietzinger Ober St. Veit ein Zimmer, dessen Fenster auf die gegenüberliegende Seite des Wientals blickt: «Über ihnen sah ich auf der anderen Seite des Wien-Tales, auf einem Hügel gegenüber, die Stadt der Irren, Steinhof: von einer langen Mauer umgeben, innerhalb deren in früheren Zeiten Platz für eine Stadt gewesen wäre. Sie hatte ihren eigenen Dom, die Kuppel der Kirche von Otto Wagner glänzte bis zu mir herüber,

die Stadt bestand aus vielen Pavillons, die aus der Ferne wie Villen wirkten. Seit ich in Wien war, hatte ich von Steinhof sprechen gehört, in dieser Stadt der Irren lebten sechstausend Menschen.»

Zwar codiert Canetti die «andere Seite» des Verrücktseins in der topographischen Tarnung «der anderen Seite des Wien-Tales», doch lässt er mit der nicht gerade sensiblen Rede von den «Irren» und ihrer «Stadt» keinen Zweifel zu über die trennenden Welten zwischen dem eigenen souveränen Ich und dem Anderen dort, den anderen dort, auf der anderen Seite des Hügels, auf der anderen Seite der Mauer. Man mag es auch bezeichnend finden, dass der Abschnitt «Der Blick auf Steinhof» nicht gleich mit einer Wiener «Geschichte» anhebt, sondern im elsässischen Colmar. Im Museum dort steht der Isenheim Altar des Matthias Grünewald, ein Inbild der drastisch leidenden menschlichen Kreatur, ein makaberer «Ecce homo» am letzten Aussenposten der Humanität. Canetti notiert: «Wovon man sich in der Wirklichkeit mit Grauen abgewandt hätte, das war im Bilde noch aufzufassen, eine Erinnerung an das Entsetzen, das die Menschen einander bereiten. Krieg und Gastod waren damals, im Frühjahr 1927, noch nah genug, um die Glaubwürdigkeit dieses Bildes zu bewirken.»

Wir ahnen die Umriss von «Masse und Macht», auf welche hin Canetti seine Memoiren perspektiviert. Besonders deutlich wird dies in einer weiteren Episode, welche die Zeichen kollektiven Wahns indiziert: «Eine schwache Viertelstunde Weges von meinem Zimmer, auf der anderen Talseite in Hütteldorf drüben, lag der Sportplatz Rapid, wo Fussball-Kämpfe ausgetragen wurden. (...) Ich hatte wenig darauf geachtet, da mich Fussball nicht interessierte.» Als er an einem Sonntag «plötzlich den Aufschrei der Masse» vernimmt, fühlt er sich schreckhaft an die Gewalt und das Feuer des 15. Juli erinnert. «Doch da war kein Feuer, in der Sonne glänzte die goldene Kuppel von Steinhof. Ich kam zur Besinnung und überlegte: das musste vom Sportplatz kommen. Als Bestätigung wiederholten sich bald die Laute, in ungeheurer Anspannung horchte ich hin, es waren keine Pfui-Rufe, aber es war ein Aufschrei der Masse.» Diese «Laute» sind akustische Manifestationen der von Canetti später so bezeichneten «Doppel-Masse».

Mit Grünewald und der Bestialität des Krieges, mit der «Stadt der Irren» und der modernistischen Otto-Wagner-Kirche, mit dem «Aufschrei der Masse» im Fussballstadion und mit dem durch alles hindurch schwelenden Skandal des Justizpalastbrandes: Wie könnte man auf wenigen Seiten mehr von dem verdichten, was wir das 20. Jahrhundert nennen?